

Robert
Seethaler
Das Café
ohne
Namen



Roman
claassen

Klagenton, der ganz woanders herzukommen schien. Ich kenne sie nicht, dachte René, dem das kalte Entsetzen durchs Rückgrat fuhr.

»Sie gehen jetzt raus und setzen sich«, hörte er die Schwester sagen. »Sonst haben wir hier gleich einen Patienten mehr.«

Sie hatte ihn aus dem Zimmer geschoben, und seitdem saß er auf einem der orangefarbenen Stühle und wartete. Er dachte an die letzten Stunden. An den Weg mit der Straßenbahn hierher. An Milas Schmerzen und seine Hilflosigkeit. Er hatte ihre Tasche und den Korb mit den Babysachen getragen und sie mit dem anderen Arm gestützt. Am Eingang zum Spital war sie weggeknickt und wäre fast auf die Knie gefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte. Er hatte sich in diesem Moment so klar und stark gefühlt wie noch nie zuvor in seinem Leben. »Es ist nicht mehr weit«, hatte er gesagt. »Wenn es nicht mehr geht, kann ich dich tragen.«

Sie hatte den Kopf geschüttelt und war weitergelaufen, die Auffahrt hinauf und durch die gläserne Tür in den Empfangsbereich, wo sie sich über einem Stuhl zusammengekrümmt und zum ersten Mal zu schreien begonnen hatte.

René lauschte. Seit ein paar Minuten drang kein Laut mehr aus der Nummer 17. Es war still. Nur manchmal drückte der Wind gegen die Fensterscheiben und brachte sie zum Vibrieren. Er dachte an zu Hause. Sie hatten die kleine Wohnung für das Kind hergerichtet. Mila hatte ein paar winzige Socken gestrickt und die meisten Steckdosen zugeklebt. Sie meinte, so kleine Fingerchen fänden ihren Weg überallhin. René hatte eine Wiege angeschleppt, die ihm ein Anschieber vom Autodrom für ein paar Schilling überlassen hatte. Sie war weiß mit einem schmalen Holzkreuz am Kopfende und einem Baldachin zum Schutz gegen die Sonne. »Spürst du schon was?«, hatte er sie oft gefragt. Statt einer Antwort hatte sie seine Hand genommen und an ihren Bauch gelegt, und jedes Mal war er enttäuscht gewesen, weil sich nichts bewegt hatte. Doch eines Morgens hatte er etwas gespürt, kaum mehr als ein zartes Pochen unter der Handfläche.

René ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Über die Wände. Den Gummibaum. Den Ständer mit den Broschüren. Ihm war heiß und sein Herz fühlte sich klein und hart an. Er stand auf, um zur Toilette zu gehen. Er wollte ein bisschen Wasser trinken und sich die Hände waschen. Er ärgerte sich, dass ihm das nicht früher eingefallen war: Seine Hände mussten sauber sein, wenn sie ihm sein Kind in die Arme legten. »Du musst es zart anfassen«, hatte Mila gesagt. »Sonst tust du ihm weh.«

Die Tür ging auf und der Arzt kam heraus. Er sah noch jünger aus als vorhin, doch sein Gesicht war blass.

»Ist es so weit?«, fragte René.

Der Arzt hob seine Hände zu einer hilflosen Geste, dann ließ er sie wieder fallen.

»Es tut mir leid«, sagte er.

Wenn René später in seinem Leben an diesen Tag zurückdachte, kamen ihm als Erstes immer die Hände des Arztes in den Sinn, die für ein paar Augenblicke wie kleine weiße Vögel im Raum schwebten, ehe sie sich wieder zurückverwandelten und schlaff und müde aus den Ärmeln seines Kittels baumelten.

Das Zimmer sah merkwürdig sauber und aufgeräumt aus. Mila lag ruhig da, ihr Kopf leicht erhöht, die Hände über der Decke gefaltet. In ihrem Haar zitterte ein verwischter Sonnenfleck. Auf einem Hocker vor dem Fenster saß die Schwester. Sie sah abgekämpft aus, ihr Mund stand offen, ihre Augen waren gerötet.

Renés Blick fiel auf ein Metalltischchen am Fußende des Bettes. Darauf lag ein von einem schneeweißen Tuch bedecktes Bündel.

»Wollen Sie es sehen?«, fragte der Arzt.

René trat einen Schritt auf das Tischchen zu, dann blieb er stehen und sah Mila an.

»Ich bin traurig, René«, sagte sie.

19.

Kaum drei Jahre nach der Explosion erschienen Robert Simon die Zeit im Krankenhaus, die Wochen der Schmerzen und die Traurigkeit über den Verlust seiner Finger wie ein Traum, kaum mehr als eine schattenhafte Erinnerung, die mit seinem jetzigen Leben nichts mehr zu tun hatte. Zwar war es nicht immer leicht, das Café übers Jahr zu bringen, doch trotz der Müdigkeit, die ihm vor allem morgens in den Knochen saß, fühlte er sich immer noch stark und ausdauernd genug für die Arbeit. Manchmal vermisste er seine Finger, den kräftigen Daumen und die beiden andern mit ihren rosigen Fingerkuppen und den schwarzen Rändern unter den Nägeln, wenn er früher am Gemüsestand die Erde von den Kartoffeln geschüttelt hatte. Eine Zeit lang waren sie in seinen Träumen aufgetaucht. Zuerst hatte er von einem gleißenden Stück Metall geträumt, das ihm aus der Dunkelheit entgegenschoss und die Finger abbriss. Dann nur noch von den Fingern. Und schließlich, als nach ein paar Monaten die Narben bloß als verblasste Linien zu erkennen waren, träumte Simon nur noch vom Schmerz, der aufglomm, sobald er eingeschlafen war, und sich als ein ohrenbetäubendes Feuer überall im Zimmer ausbreitete, und am nächsten Morgen war er überrascht, wenn er seine Hand mit den drei Stümpfen glatt und verheilt vorfand.

Er war froh, dass er hinter dem Tresen stand. Dass im Winter die Heizung ging und im Sommer die Sonne auf die Terrasse schien. Im Laufe der Zeit entwickelte er eine erstaunliche Geschicklichkeit mit der linken Hand, und selbst mit der Rechten konnte er noch einiges anstellen. Mittels einer besonderen Technik, bei der er den kleinen Finger und den Ringfinger erst spreizte und dann so weit wie möglich über die Handfläche spannte, klemmte er bis zu fünf Stielgläser ein und platzierte sie zum Erstaunen der Gäste in einem einzigen Schwung nebeneinander aufgereiht auf dem Tisch.

Für manche Arbeiten wie das Anschließen der Bierfässer oder kleinere Reparaturen in der Küche und an der Zapfanlage beschäftigte Simon den Hilfsarbeiter Arnie Stjanko. Arnie war vor ein paar Jahren auf dem Markt aufgetaucht und hatte behauptet, als Kind bei einem Onkel, einem ehemaligen Kriegsdeserteur, in einer Hütte tief in den oberösterreichischen Wäldern aufgewachsen zu sein. »Ein Dreckshund vor dem Herrn«, sagte er über seinen Onkel. »Aber längst schon eingegangen.«

Jeder, der ihn näher kannte, wusste, dass die Geschichte gelogen war. Arnie war das einzige Kind einer verwitweten Frührentnerin und hatte, kaum des Lesens und Schreibens mächtig, ein paar Jahre in einer Simmeringer Blechstanzerei gearbeitet. Später hatte er geschmuggelte Zigaretten und amerikanische Nacktmagazine verkauft, und seit einem kurzen Gefängnisaufenthalt wegen einer Schlägerei, bei der er dem anderen mit einem Flaschenscherben die Wange aufgeschlitzt hatte, trieb er sich zwischen Prater und Karmelitermarkt herum, klein, abgezehrt, mit unstemem, nervösem Blick. Einer, der das Glück auf der Schattenseite suchte, wie so viele in der Leopoldstadt.

Gelegentlich verdiente er sich ein paar Schilling auf dem Markt. Er hatte geschickte Hände und konnte mit Metall umgehen. Wenn eine Säge stumpf wurde, schliff er die Zähne scharf wie Rasiermesser; er montierte Blitzableiter und Regenrinnen und zerlegte Heide Bartholomes Käsewaage in ihre Einzelteile, die er, gebürstet und geölt, so akkurat wieder zusammenschraubte, dass sich der Zeiger fast aufs halbe Gramm genau einzitterte.

»Gebt mir einen Haufen Schrott, und ich bau euch eine Straßenbahn mitsamt Remise draus«, sagte Arnie Stjanko.

Der Fleischermeister hatte Simon gewarnt: Arnie sei ein Angeber und Nichtsnutz, faul und stets auf Ärger aus, insbesondere, wenn er einen zu viel hatte. Außerdem sei er falsch wie ein geprügelter Hund und diebisch wie ein Rabe. Einmal hätte er ihm eine halbe Schweinshaxe weggepascht, einfach so, praktisch im Vorbeigehen und unter den Fingern, nur eine Sekunde nicht hingeschaut und weg war sie.

»Kann sein«, sagte Simon. »Aber mir hat er nichts getan. Außerdem klackert meine Zapfanlage wie eine Schotterwanne. Ich glaub, die ist bald hin.«

Er bestellte Arnie für den Samstagvormittag. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen und roch nach Alkohol. Immerhin steckte er in einem schmutzigen grünen Arbeitsoverall und hatte eine Werkzeugkiste dabei.

»Ich komm mir so merkwürdig marode vor«, sagte er. »Ich glaub, ein Bier würde mir guttun.«

»Kein Bier so früh«, sagte Simon. »Fang einfach an.«

Arnie öffnete missmutig die Schanktüren und verschwand mit dem Oberkörper im Bauch des Tresens.

»Und, wie sieht's aus?«, fragte Simon, dem die Sache nach ein paar Minuten seltsam vorkam.

»Die ist hinüber«, hörte er Arnies dumpfe Stimme, gefolgt von dem scharfen Geräusch einer Drahtbürste auf Metall und ein paar scheppernden Hammerschlägen. »Aber ich bin Gott.«

»Er ist vielleicht ein bisschen schwierig«, sagte Simon zum Fleischermeister, als sie am selben Nachmittag auf der Terrasse saßen. »Aber seine Arbeit hat er gemacht, da kannst du nichts sagen. Er hat eine Handvoll Kalk aus den Ventilen gekratzt, die Schläuche geflickt und die Dichtungen ausgetauscht. Er sagt, die hätten schon beim bloßen Anschauen zu bröckeln begonnen.«

»Er ist ein Nichtsnutz«, sagte der Fleischer. »Und hinterfotzig wie ein Evangelist. Dabei bleib ich.«

»Solange er mir meine Sachen zusammenschraubt, soll's mir recht sein.«

»Letztes Jahr hat er dem alten Slubetzky einen Korb Fische auf die Straße gekippt, nur weil der ihm kein Trinkgeld gegeben hat. Ein ganzer Korb voller Saiblinge, stell dir das vor. Die waren so frisch, dass sie auf dem Pflaster noch gesprungen sind.«

»Ein Mensch kann sich ändern. Außerdem läuft die Zapfanlage wieder und das ist die Hauptsache«, sagte Simon.

Arnie kam zwei- oder dreimal die Woche. Am Vormittag erledigte er seine Arbeit, dann verschwand er für ein paar Stunden und kam am frühen Abend wieder, sein Haar von Pomade glänzend. »Ich nehm bloß einen Fünfer die Stunde«, hatte er beim ersten Mal gesagt. »Dafür ist das Bier umsonst, und ein paar Gurken gib't obendrauf, abgemacht?«

»Von mir aus«, hatte Simon gesagt.

»Ich kann eine Menge schlucken, aber ich denke, die Rechnung geht für uns beide auf.«

Meistens saß Arnie Stjanko alleine am Tresen. Er starrte auf sein Gesicht in der Spiegelwand hinter den Flaschen und Gläsern und trommelte mit den Fingern. Er trank ein Glas nach dem anderen, und nach dem vierten oder fünften begann er, in den Raum hineinzureden. »Mir kann keiner was erzählen«, sagte

er. »Ich sitz nur hier, weil ich dem Teufel seinen Arsch weggepascht habe. Das Leben ist ein Geschäft. Es muss nicht immer ein gutes sein.«

Manchmal verschwand er auf der Toilette und ließ sich für eine Weile nicht mehr blicken. Als Simon einmal nachsah, hörte er beim Eintreten ein unterdrücktes Schluchzen hinter der Tür.

»Was ist los?«, fragte er. »Geht's dir nicht gut?«

»Mir geht's großartig«, hörte er Arnies Stimme, halb verschluckt von Kummer und Tränen. »Wüsste nicht, wie's mir jemals besser gehen könnte.«

Montags setzte er sich manchmal zu den Spielern. Bis spät in die Nacht ließen Frank Wessely und seine Kartenbrüder Breuer, Prsbiszil und Bednarik die Schnapskarten auf die Tischplatte knallen. Meist spielten sie schweigend, die Zungen zwischen die Zähne geklemmt, dann wiederum begannen sie wie aus dem Nichts, sich anzuschreien und die Karten so heftig auf den Tisch zu schlagen, dass das Bier aus den Gläsern schwappte.

»Schon wieder Kontra!«, schrie Wessely. »Leck mich am Arsch!«

»Leck dich doch selber!«, brüllte Bednarik. »Kontra ist Kontra und eine Ansage ist noch längst kein Stich!«

Wenn einer fehlte, sprang Arnie ein. Er war ein schlechter Spieler, der Umgang mit den Karten strengte ihn an, doch ihm gefiel es, mit den anderen Männern an einem Tisch zu sitzen und dazuzugehören, und zwar ohne etwas anderes von sich zu geben als Zahlen und Ansagen oder einen gelegentlichen Witz, bei dem sich niemand gezwungen fühlte, zu lachen. Eines Tages fiel Bednarik aus. Am Montag zuvor hatte er sich schon beklagt, sein Bier schmecke »irgendwie seifig hinter der Zunge«. Am nächsten Morgen war ihm am Frühstückstisch schwindelig gewesen, und auf dem Weg zur Arbeit (er war Kassenbeamter in der neuen Postfiliale auf der Taborstraße) fiel er einfach um und hatte Glück, dass der Fahrer der heranratternden Linie 5 geistesgegenwärtig genug war, die Bahn genau einen Meter vor seinem regungslosen Körper anzuhalten. Bednarik kam wieder zur Besinnung und wurde von ein paar Passanten nach Hause gebracht. Es war bloß die Magengrippe, doch ans Kartenspiel war vorerst nicht zu denken.

»Setz dich her«, sagte Wessely zu Arnie, der seit Stunden still am Tresen saß. »Und bring dein Bier mit.«

Arnie hatte bis in den Nachmittag hinein alte Bleirohre aus der Küchenwand gestemmt und sie gegen Kupferleitungen ausgetauscht. Er steckte immer noch in seinem Overall, sein Blick war stumpf vom Bier. Er rutschte von seinem Hocker, wankte zum Kartentisch und setzte sich.

»Du spielst mit mir«, sagte Wessely und teilte die Karten aus. »Später wechseln wir.«

»Ich nehm euch aus wie Bluthasen«, sagte Arnie. »Einen nach dem anderen.«

Das Spiel lief von Anfang an einseitig. Vor allem Breuer hatte einen Lauf und zog Prsbiszil wie an einer Leine mit sich, die beiden gewannen fünf Partien hintereinander. Wessely schlug vor zu tauschen, doch Arnie weigerte sich. »Die gehen bald ein«, sagte er. »Da wett ich meinen rechten Arm drauf.«

Doch es ging so weiter. Breuer und Prsbiszil gewannen, und mit jeder verlorenen Partie verdüsterte sich Arnies Miene. Schon seit einer Weile hatte er kein Wort mehr gesprochen, und Wessely spürte, dass sich etwas zusammenbraute.

»Mir reicht's für heute«, sagte er. »Ich bin müde.«

»Bleib sitzen«, sagte Arnie.

Er saß vornübergebeugt da, die Karten in der hohlen Hand verborgen, den Blick starr auf die Mitte des Tisches gerichtet.